

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 123.

Freitag, 26. Mai.

1916.

(17. Fortsetzung.)

Die Geschichte einer Frau.

Roman aus dem russischen Großstadtleben.

Von Hans Weder (Wiesbaden).

(Nachdruck verboten.)

In das Bureau des Krankenhauses war nach Fortgang Beras der Oberarzt eingetreten:

„Na, mit Tscherkassow geht es gut, wir haben ihn durchgebracht, hätte kaum geglaubt, daß es gelingen würde, als er von Schlüsselburg kam und hier zusammenbrach. Was haben wir aber auch nicht alles mit ihm angestellt, weiß Gott, wenn wir das mit jedem Cholerafranken tun sollten, müßten wir Ärzte uns vergehnachen. Übrigens wird man nun doch wohl mit der Wahrheit herausrücken müssen, als Brechdurchfall oder etwas Ähnliches läßt sich die Sache nicht mehr bezeichnen, Meldungen genug habe ich ja schon gemacht, aber man will höheren Orts noch immer nicht mit der Sprache heraus, es soll noch nichts an die Öffentlichkeit, denn wenn erst die Bulletins losgelassen werden, wenn auch nur von vereinzelt Fällen die Rede ist, fängt die Aufregung gleich an. Man will erst noch das Totenfest auf dem Smolenskifriedhof vorübergehen lassen, das soll den guten Leuten nicht gestört werden, laufen tun sie ja doch. Und nun gehen Sie herüber in den großen Saal, da ist wieder der Teufel los, die jungen Krankenschwestern, die eben erst eingetreten sind, scheuen sich an die Betten heranzugehen, sie betragen sich wie die jungen Pferde, die zum ersten Mal den Baum ins Maul bekommen sollen. Ich bleibe inzwischen hier und ruhe mich aus, ich bin todmüde.“

Der junge Arzt folgte der ihm gegebenen Weisung und ging hinüber nach dem Krankensaal, doch nicht, ohne vorher einen Blick in das Zimmer zu tun, in dem Sergei Tscherkassow lag.

Er fand den Kollegen bei voller Besinnung, allerdings noch sehr schwach. Matt lächelnd begrüßte ihn Sergei:

„Wie geht's bei euch, Nikolai, habt ihr viel zu tun?“

„Na ich danke, eil dich nur nicht, bleib nur noch eine Weile im Bett und erhol dich, es wird noch genug Arbeit geben, das vernüchte Volk macht einem ja auch die Sache zu schwer. Wie alle Jahre zu Anfang des Sommers ist natürlich wieder vor dem Trinken rohen Wassers gewarnt, einigen Fabriken ist auch schon ein Wink gegeben, ihren Arbeitern nur gekochtes Wasser hinzustellen und einige größere Spinnereien haben sogar schon die Hähne an den Wasserleitungen verschließen lassen — was tut die Arbeiterbande? Sie läuft runter an die Nawa und schöpft dort Wasser in Töpfe und trinkt — guten Appetit — ist nichts zu machen.“

Sergei hatte die Augen geschlossen und schien die letzten Worte nicht mehr zu hören, der Freund entfernte sich leise, ohne ihm noch zu sagen, daß die Schwester nach ihm gefragt habe.

Als er in den Krankensaal trat, fand er zwei Ärzte und einige Schwestern um ein Bett stehen — er wußte schon, was das zu bedeuten hatte: da war wieder einer hinübergegangen.

Als er näher hinzutrat, schrie gerade eine der Schwestern, ein ganz junges Ding, blöblich auf:

„Er lebt noch, sehen Sie nur, wie sich die Gesichtsmuskeln bewegen — da der Mund, als ob er sprechen will —“

Einer der Ärzte, der neben ihr stand, sagte gutmütig:

„Er spricht auch, aber nicht mehr mit uns Erdenmännern, er bittet wohl da oben um Einlaß.“

Dann fügte er ernster hinzu:

„Sie müssen sich noch an vieles gewöhnen, Kind, sonst erschrecken Sie die Kranken und lassen die Sterbenden nicht ruhig sterben. Also merken Sie sich, der Mann da vor uns ist tot, vollständig tot, und das, was Sie als Sprechentvollen ansehen, ist nur ein Muskelspiel, wie es sich bei — namentlich an der Cholera — Verstorbenen häufig zeigt. Wie gesagt, mehr Mühe, Erfahrung sammeln —“ und sich zu dem herantretenden Nikolai wendend, sagte er: „Diese grünen Dinger machen einem die Arbeit noch schwerer, wie sie ist, es sollte doch dafür gesorgt werden, daß den Mädels, ehe sie zu uns kommen, bessere Vorkenntnisse beigebracht werden. Alle denken sie heute im Krankenhause arbeiten zu können, wenn sie knapp der Sechsnahme zur Hand gegangen sind.“

Einige Tage später erstieg leuchtend und sich ab und zu am Geländer haltend eine alte Frau die Treppen zur Wohnung der Frau Tscherkassowa.

Auf dem ersten Treppenabsatz schon mußte sie stehen bleiben, um zu ruhen, und sich an die Wand lehrend, blickte sie schweigend auf die Tür, die in die Wohnung der „Klavierspielerin“, wie sie sie stets bei sich genannt hatte, führte.

Die Tarkatowa war immer freundlich zu ihr gewesen — vielleicht brauchte sie nicht die übrigen drei Treppen zu erklimmen, konnte erst einmal hier anklingeln und fragen, ob die andere, die sie aufsuchen wollte, noch im Hause oder wo sonst wohne. Da oben würde sie ja doch wohl mit ihrem vielen Geld nicht geblieben sein.

Sie seufzte tief auf: Nie hatte sie sich vorgestellt, daß sie einmal im Leben zu jener, die ihr vom ersten Augenblick an verhaßt gewesen, die dann, wie sie bemerkt, angefangen nach dem General zu angeln, bitten gehen würde — nun war es doch so gekommen, die Intrigantin hatte ihr alles weggeschmuppst, nicht eine Kopfe hatte sie für ihre treuen Dienste erhalten.

Lange hatte sie zu Hause überlegt, ob sie ihr schreiben solle — die Not hatte sie dazu getrieben, auch der Gedanke, daß sie doch ein Recht hatte zu fordern, denn wenn jene nicht gewesen wäre, die ihr alles geraubt, ihr und auch dem jungen Herrn, hätte ihr der General gewiß ein schönes Stück Geld hinterlassen.

Wie es dem jungen Herrn wohl gehen möchte — auch an ihn hatte sie geschrieben, schon vor Wochen, aber keine Antwort erhalten. Gewiß war der Brief an ihn verloren gegangen, sonst hätte er ihr doch etwas geschrieben. Er war immer gut und freundlich zu ihr ge-

wesen. Aber das kannte man schon, die Briefe aus dem Dorfe gingen oft verloren, da machte die Post keine Wichtigkeit daraus — vielleicht hatte sie auch die Adresse nicht richtig geschrieben — sie hatte ja nicht einmal gewußt, wie das Haus hieß, in dem der junge Herr wohnte.

Und auch der Brief an die Ljepeschowa mußte verloren sein, die Bitte um eine Unterstützung hätte sie doch wohl der alten Dienerin nicht abgeschlagen, mochte sie auch sonst ein stolzes Weib sein.

Es war schon richtig, daß sie sich aufgemacht und selbst nach der Stadt gekommen war — fand sie die Ljepeschowa nicht, so konnte sie den jungen Herrn aufsuchen, die Tartakowa würde ihr schon sagen, wo sie ihn finden könnte.

Die Ljepeschowa war vielleicht nicht einmal hier in Petersburg, wohl mit ihrem Gelde nach Paris gezogen — sie hatte sie einmal zum Seligen davon sprechen hören, daß sie gern dorthin möchte.

Sie war an die Tür der Tartakowaschen Wohnung gegangen und hatte, sich befremdend, geklopft.

Es dauerte nicht lange, bis geöffnet wurde, über die Büge der alten Frau ging ein froher Schein, sah sie doch der sich ein bekanntes Gesicht.

„Sieh, sieh, die Mascha, also Sie sind immer noch hier, haben doch fort wollen, wie geht es?“

Die andere hatte sie erst verständnislos angesehen, nach und nach kam ihr die Erinnerung, sie erkannte die vor ihr Stehende:

„Mein Gott, Wladowa Wosiljowna — wie sehen Sie aus, sind Sie krank, ich hätte Sie nicht erkannt.“

Die Alte lächelte vor sich hin: Also so krank sah sie aus, das war gut, da würde sie doch Mitleid erragen und nicht umsonst bitten müssen.

„Ja, krank, ganz krank, ich habe kaum die Fahrt vom Dorfe überstanden, doch ich mußte her, ich wollte Ihre Herrin sprechen und auch —“

„Kommen Sie herein, in mein Zimmer, da steht noch der Sommar, Sie müssen Tee trinken und ausruhen — ich seh dann noch, ob die Herrin zu sprechen ist. Vorher hat sie Klavier gespielt, jetzt schläft sie wohl, abends wollte sie auf die Inseln fahren.“

Sie führte die Alte in ihr Zimmer, setzte ihr eine Tasse Tee vor, schob ihr die Dose mit Zucker hin und holte aus der Küche ein Glas mit eingemachten Früchten. Dann setzte sie sich zu ihr und schenkte sich auch eine Tasse ein, und die Arme auf den Tisch gelegt, sah sie die Cholosstowa neugierig an.

„Nun erzählen Sie, Wladowa Wosiljowna, ganz erschollen waren Sie, ich hab' immer gedacht, Sie seien stolz geworden, wollten unsereinen nicht mehr kennen, haben doch gewiß vom General ein ordentliches Stück Geld geerbt?“

Die Alte winkte abwehrend mit der Hand:

„Nichts, nichts habe ich bekommen, keine Kopse, das hat doch alles die da oben an sich gerissen — wo ist sie damit geblieben?“

„Die da oben? — Wen meinen Sie? — Ach, die Witwe, die Ljepeschowa — da irren Sie sich, die hat nichts bekommen, sie war doch auch noch gar nicht mit dem General verheiratet, wie sollte die erben — wie ich von meiner Herrin gehört, hat alles der Neffe, der hübsche Offizier, erhalten. Ja, der ist reich geworden. Einmal war er noch bei uns, zu einem Abend, nachher hat er sich nicht mehr blicken lassen — aber sagen Sie doch, Ihnen hat der Alte nichts vermacht?“

Die Cholosstowa sah mit offenem Munde und starrte die Sprecherin an, langsam brachte sie dann heraus:

„Die hat nichts bekommen, das ist doch nicht möglich, nur der Neffe? — Das halbe Vermögen oder mehr hat der General ihr verschrieben, ich weiß das doch.“

„Aber — die Ljepeschowa hat nichts bekommen. Ganz armfelig hat sie gelebt, Unterricht erteilt, ist in den Häusern herumgelaufen — na, und eines Tages ist sie nicht mehr nach Hause gekommen. Die Alte, die Mutter, sagt ja nichts, spricht mit niemand, geht auch nicht aus,

aber im Hause hat man's doch gehört; das Mädel — sie hieß auch Mascha wie ich — das damals oben gedient hat, von der weiß ich es: die Alte hat sich die Haare ausgerauft, geweint und geschrien — der Sohn ist herumgelaufen und hat die Schwester gesucht, aber sie blieb verschwunden.“

Und plötzlich, ganz nahe am Ohr der alten Frau, flüsterte sie:

„Aber ich habe sie gesehen, ich lasse mir das nicht abstreiten, wenn meine Herrin auch sagt, daß ich mich irre — ganz heimlich, mit einem dicken Schleier vor dem Gesicht, ist sie einige Male die Treppen heraufgeschlichen — ich kann das beschwören, sie war es. Es geht ja der Alten oben jetzt gut. Sie hat eine Köchin und lebt bequem. Der Sohn ist Doktor, hat seine eigene Wohnung und gibt ihr viel Geld —“ und noch dichter am Ohr der Alten: „Wissen Sie, der kommt oft zu uns, der hat“ — sie sah sich, ehe sie weiter sprach, schon um — etwas mit meiner Herrin, ich habe es wohl bemerkt, der Herr hat ihn eines Nachts totschlagen wollen, da war ein großer Skandal. Dann haben sie sich wieder vertragen — Sie wissen ja, der Herr ist fast immer, na, so'n bißchen dusselig im Kopf — jetzt scheinen sie gute Freunde zu sein, und nun erzählen Sie.“

(Fortsetzung folgt.)

== Lesefrucht. ==

Sobald wir während des Streites Born zu empfinden anfangen, streiten wir nicht mehr für die Wahrheit, sondern für uns. Carlyle.

Unsere heimischen Fische im Volks- haushalt.

Kulturgeschichtliche Studie von Dr. Johannes Kleinpaul.

Zu einem jener vielen alten Schmöcker, die den Lieblings-
Lesestoff unserer Voreltern im 17. und 18. Jahrhundert bil-
deten, lasen wir folgende behagliche, altväterliche Geschichte:

„Im Jahr Christi 1576 ward zu Strassburg ein stattlich
Büchschiff gehalten, welches einen ganzen Monat
währte. Zu diesem Schiffe kamen viel Fürsten, Grafen
und Herren; insonderheit zwei Gefellen-Schiffe aus dem
Schweizerlande, das eine von Basel, und die darauf, waren
ganz weiß und mit sammet-schwarzen Kollern bekleidet; diese
brachten ein großes lebendiges Reh mit einem schwarz-
sammeten Halsbande und sechs lebendige Salmen; das
andere, von Zürich, die darauf, waren alle in Carmesinfarbe,
auch mit schwarzsammeten Kollern bekleidet, und brachten
in einem ehrenen Hafen, welche 140 Pfund wog, einen ge-
kochten Hirschen mit Milch, welcher in Zürich bereitet wor-
den war und noch so warm war, daß man ihn ungeblasen
nicht essen konnte. Bei der Überlieferung dieses Küchen-
präsents haben die Abgesandten die Herren von Strassburg
von ihrer Prinzipalen wegen beehrt, es möchte einem oder
dem andern etwas lächerlich vorkommen, daß die von Zürich
nichts anderes, als ein Mus zu einer nachbarlichen Ehren-
gabe mitbrachten, aber man sollte dabei anmerken, daß es
zu dem Ende geschehen sein, so (da Gott vor sei) etwa künf-
tiger Zeit die löbliche Stadt Strassburg eine Noth sollte
anstossen, wären die von Zürich so geneigt und willig, ihr
zu dienen und helfen, daß sie auch in ihrer Stadt Zürich
die Speise kochen und also warm wie dieses Mus gen
Strassburg liefern wollten.“

Ein denkwürdiges Gastgeschenk! Alles, was man sich nur
wünschen kann: Fische, Mus, Vratel! Zugleich macht es uns
darauf aufmerksam, wie es früher wohl mit der Verpflegung
auf Reisen bestellt war. Im alten deutschen Recht waren
darauf eigenartige, von teilweise weitgehendem Entgegen-
kommen zeugende Bestimmungen getroffen. Danach war es
jedem Fremden, der auf seiner Fahrt durchs Land zur
Mittagszeit oder vor Einbruch der Nacht kein gastliches Dach
mehr erreichte, gestattet, sich an beliebiger Stelle ein Gericht
Krebse oder Fische zu fangen, und allda ein Feuer anzu-
zünden, sie zu kochen und zu verzehren, nur durfte er nichts
dabon mit fortnehmen. Ebenso durfte sich der Reisende unter-
wegs ungestraft drei Äpfel vom Baume brechen, eine Hand

voll Trauben schneiden, einen Handschuh voll Nüsse pflücken. Drei war in solchem Falle die höchste, äußerst zulässige Zahl; in manchen Gegenden galt diesbezüglich der Wahlspruch:

Ein Rüb — kein Rüb,
Zwei Rüb — ein Rüb,
Drei Rüb — Rübdiebst.

Das alles galt für den einzelnen, auf sich allein angewiesenen Fremdling. Wie aber, wenn ein großer Herr, der Kaiser oder König, mit großem Gefolge durchs Land zog? Dieser konnte sich erst recht auf seinen weiten Fahrten nicht alles Nötige für den Unterhalt von Mann und Roß mitnehmen. Zudem ließen sich auch infolge der einfachen, ursprünglichen Beförderungsverhältnisse viele zur täglichen Notdurft gehörigen Lebensmittel gar nicht weit verschicken; frisches Fleisch z. B. und Fische. Das war auch der Grund, weshalb noch in späteren Jahrhunderten die Dienstboten an der Elbe, an der Ruhr und am Rhein in guten Lachs Jahren so mit Lachs überfüttert wurden, daß sie es sich schließlich in ihren Dienstverträgen verboten, mehr als zweimal in der Woche mittags oder abends Lachsfleisch vorgelegt zu bekommen. Noch im deutsch-französischen Kriege wurde auf dem Cracauer Anger bei Magdeburg untergebrachten französischen Kriegsgefangenen Störflisch für 2 Groschen das Pfund verkauft, weil es an Transportmitteln fehlte; man hatte dort damals an einem Tage vierzig Stör gefangen! Wo sind diese Zeiten und diese einst so verschmähte, jetzt so begehrten Großfische geblieben?

Infolge dieser Verhältnisse mußte die Tafel des Fürsten und sein ganzes Gefolge und sein Troß überall, wo er Einlager hielt, mit den Erzeugnissen des Ortes selbst versorgt werden. Natürlich nahm man darauf Bedacht, die ausserlesensten Vorräte, die dort zu haben waren, aufzutragen. „Man mir here also kommen wil mit sinen freunden, so sollen ime die nachbarn geben fliegende und fließende (Vögel und Fische), wilde und zahme, und sullen im gutlich tun und sullen geben dem mule (Maultier) einen sommern gersten und dem hahen ein henne und dem vogelhund ein brot mit zwei zippen und sal man geben den winden (Windhunden) brots genug.“ Besonders häufige „Willkommen“ der Art waren Wild, Fische und Wein. König Ruprecht erhielt bei seinem Einzuge in Friedberg von dem Burgmannen drei Rehe und 60 Fische. Beim Reichstage zu Freiburg i. J. 1497 schenkte man dem König „einen wagen mit habern uf dritzig sok, einen wagen mit drien halben fuder wins, item fisch für mehrere hundert gulden“, und der Königin „hundert gulden in einem sedel und win, haber und fisch“. Kaiser Ferdinand I. verlehnte man 1562 zu Jäni „mit zwei wagen haber, einem wagen wein und sieben schifflein mit fischen“. Haber und Fisch waren ein altes Gericht. Aus solchen Einzelvorkommnissen entwickelte sich im Laufe der Jahrhunderte eine Gewohnheit und daraus schließlich eine Pflicht.

Namentlich infolge der kirchlichen Fastengebote bildete die Versorgung mit Fischen während des ganzen Mittelalters ein Wagenfrage von allgemeiner Wichtigkeit. So schrieb kurz vor Ostern 1450 Kurfürst Friedrich der Sanftmütige seinem Schöffen zu Wittenberg: „Wir begern mit flisse, das du uns usrichtest vier lebende Lachse, dazzu Bybergegel (Wiberschwänze), alsuail du der gehalten kauft, und das alles uff den guten freitag (Karfreitag) gein Witten (Meisen) schicktest.“ — Damals waren Wiber in den sumpfigen Niederungen der deutschen Flußläufe noch vielfach anzutreffen, und um die Speisenfolge während der Fastenzeiten abwechslungsreicher zu gestalten, rechnete man sie einfach zu den Fischen; sie lebten ja zumeist im Wasser. — Es war wohl von altersher allgemeine Sitte, daß ein glücklicher Schütze — auch Lachse wurden damals in den Wägen, wo sie laichten, häufig mit dem Speer erlegt, ein beliebtes, ritterliches Vergnügen — dem Landesherren den besten Wiffen von jedem erbeuteten Tiere abtrat; von einem Eber das Haupt, von einem Weis ebenfalls den Kopf, vom Wiber den Schwanz und die Füße. Die beim Einlager des Herrn zu liefernden schlachtbaren Tiere wurden von der Gemeinde zurückvergütet. Im übrigen durfte in der ältesten Zeit jeder Markgenosse fischen und jagen, soviel er wollte, um sich und die Seinen mit Fleischnahrung zu versorgen; an anderweite Verwertung dachte man noch nicht. Das war selbstverständlich, daß man in manchen Gegenden, in denen es Wild und Fische im Überfluß gab, doch nichts dergleichen zu kaufen bekam oder höchstens um ganz unverschäm-

nismäßig hohen Preis. So kostete beispielsweise in dem Städtchen Schöned im Vogtlande i. J. 1608 das Pfund Forellen (nach Ausweis einer damaligen Stadtrechnung) die ansehnliche Summe von 1 Gulden 6 Groschen meißnisch, obwohl in den dortigen Gewässern kein Fisch häufiger war als eben Forellen; wer solche essen wollte, fing sie sich selbst; zum Vergleich führe ich an, daß das ganze Jahresgehalt des dortigen Bürgermeisters damals nur 6 Gulden betrug, für zwei Gulden und 2 Groschen lief ein Bote von Schöned nach Dresden und zurück. . . . In anderen Gegenden wiederum wurden die Fische schon sehr zeitig zum Markte gebracht, z. B. in Oldenburg. Schon i. J. 1100 verfügte dort ein Graf Glimar in einer Urkunde, daß die Mönche des Klosters Jburg jährlich zu Maria-Geburt in Oldenburg 90 Bund Ale in Empfang nehmen und zum Dank dafür fleißig für sein Geschlecht beten sollten. In dieser Urkunde wird beiläufig der Name „Oldenburg“ zum erstenmal erwähnt. Die Ale aber kamen vom nahen Zwischenahner Meer, mit dessen reicher Ausbente die „Meerleute“ schon damals wöchentlich zweimal die gräfliche Küche und bald auch den Oldenburger Markt besuchten. Dabei wird die Erwähnung interessieren, daß Fischhändlerinnen, so lange sie noch etwas zu verkaufen hatten, sich nicht setzen durften, damit sie ihre Ware rasch und billig weggäben; aus demselben Grunde durften auch die Vogelhändlerinnen in Dresden das Geflügel, das sie zum Verkaufe in die Stadt brachten, nicht wieder mit nachhause nehmen. . . .

Im Laufe des letzten halben Jahrtausends, man kann schon besser sagen Jahrhunderts, hat sich in diesen Dingen alles gewaltig geändert. Jetzt kommen nur noch sehr wenig Süßwasserfische auf den Markt, und diese vorwiegend zu hohen Preisen, daß sie für unsere Volksernährung im großen und ganzen überhaupt keine Rolle mehr spielen, oder höchstens nur für einzelne, noch besonders mit fischreichen Flüssen und Seen gesegnete Landstriche. Auch alle volkswirtschaftlichen Bestrebungen, den Fischbestand unserer Binnengewässer zu erhalten und wieder zu heben, so sehr zu begrüßen sie aus allen möglichen realen und idealen Gründen sind, haben unter den bekannten, nun einmal unabwendbaren Verhältnissen wenig Aussicht auf Erfolg. So werden seit Jahren, auf Grund internationaler Abkommen, von allen Rheinuferstaaten — Schweiz, Deutschland, Holland — jährlich für jeden Kilometer Uferlänge wenigstens 1000 Stück Lachsbrut ausgesetzt; aber man rechnet, daß höchstens eins von hundert dieser Tierchen ein Lachs wird oder auch ein Salm. Als Lachs nämlich schwimmen sie den Rhein hinab zum Meere und später auch wieder den Rhein hinauf. Was aber im Bodensee gefangen wird, ist allemal ein — Salm.



Aus der Kriegszeit.

Napoleons Vermächtnis an England. Auf ein eigenartiges Jubiläum, das die französisch-englische Verbrüderung im April 1916 feiern konnte, macht die bekannte Zeitschrift „Das Buch für Alle“ (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart) aufmerksam. Genau hundert Jahre sind es her, daß der englische Generalmajor Sir Hudson Lowe, der Kerkermeister und Totengräber des ersten Napoleon, das wüste Felsenland Saint Helena betrat. Er hatte als Gouverneur den Auftrag, den gefangenen „General Bonaparte“ nicht aus den Augen zu lassen, und entledigte sich seiner Aufgabe mit großer Gewissenhaftigkeit. Durch ein raffiniertes System der Überwachung und Drogenfütterung sorgte er dafür, daß der Gefangene seines Lebens nicht mehr froh wurde. Er gab ihm auf seinen täglichen Spazierritten Begleiter mit und zwang ihn auf diese Weise, zu Hause zu bleiben, eine Gepflogenheit, die seine erschütterte Gesundheit nach und nach vollends untergrub. Er spionierte seine Lektüre und seine Korrespondenz aus und schickte ihm sogar, um über den Prozeß seines Absterbens vollkommen auf dem laufenden zu sein, einen neuen Arzt auf den Hals, weil er dem Doktor Antomarchi, seinem bisherigen Arzt, nicht recht traute. „Das Werk der Engländer steht seiner Vollendung entgegen“, äußerte Napoleon gelegentlich zu diesem; „ich kann in diesem schauerhaften Klima nicht mehr lange leben.“ Im April 1821, kurz vor seinem Tode, diktierte er den Getreuen sein „Vermächtnis an England“ in die Feder, worin sich sein

ganzer, jahrelang aufgestapelter Groll gegen die unritterlichen Gegner entlud. „Ich war gekommen“, hieß es da, „mich an dem Herd des britischen Volkes niederzulassen. Ich verlangte ehrliche Gastfreundschaft; aber gegen alles Recht auf Erden hat man mir mit Ketten geantwortet. Von Alexander wäre mir ein anderer Empfang geworden, der Kaiser Franz hätte mich mit Rücksicht behandelt, selbst der König von Preußen wäre edelmütiger gewesen. England allein war es vorbehalten, mich zu überlisten, die Könige mit fortzureißen und der Welt das unerhörte Schauspiel zu geben, daß vier große Mächte gegen einen einzigen Menschen wütheten. Euer Ministerium ist es gewesen, das diesen schrecklichen Felsen, auf dem sich das Leben der Europäer binnen drei Jahren verzehrt, gewählt hat, um dem meinigen durch Mord ein Ende zu machen. „Und wie habt ihr mich behandelt, seit ich auf diesen Felsen verbannt bin! Es gibt nicht eine Gemeinheit, nicht eine Abscheulichkeit, womit ihr mich nicht mit Vergnügen überhäuft hättet. Die einfachsten Mittheilungen meiner Familie, die noch nie jemandem vorenthalten worden sind, habt ihr mir verweigert. Ihr habt zu mir keine Nachricht, nichts Schriftliches aus Europa gelangen lassen. Meine Gattin, mein Sohn waren für mich nicht mehr am Leben; sechs Jahre lang habt ihr mich in der Folter einer strengen Haft gehalten. Ihr habt mir meinen Wohnort auf dieser ungasstlichen Insel angewiesen, die am wenigsten sich zu einer menschlichen Zufluchtsstätte eignet, in der das mörderische Klima des Wendekreises sich am härtesten fühlbar macht. Ich habe mich zwischen vier Wänden in ungesunder Luft einschließen müssen, ich, der ich ganz Europa durchflog. „Langsam habt ihr mich Stück für Stück mit Vordacht hingemordet, und der schändliche Gubfon ist der Henker eurer Minister. Ihr werdet enden wie die stolze Republik Venedig; und ich, auf diesem furchtbaren Felsen sterbend, der Meinigen beraubt und an allem Mangel leidend, vermahe die Schmach und das Entsetzen meines Todes der regierenden Familie von England!“ Dr. A.

Aus der Geschichte des neuen Tiroler Kampfsgebietes. Wo jetzt die österreichisch-ungarischen Truppen ihre neuesten und glänzenden Erfolge gegen die Italiner errungen, an der südöstlichen Grenze Tirols, wo auch Cadorna eine würdige Einleitung der Jahresfeier für die Kriegserklärung vorbereiten wollte, da, im Gebiet vor Rovereto, steht man auf historischem, blutgetränktem Boden. Denn hier focht bereits Prinz Eugen von Savoyen der edle Ritter seine siegreichen Kämpfe namentlich im spanischen Erbfolgekrieg. Der großartige Siegeszug der Deutschen vom Entsch Wiens im Jahre 1683 bis zur Eroberung Belgrads 1688 war schon eine sechsjährige ununterbrochene Schule gewesen, in welcher der 12jährige Eugen den Krieg in allen seinen Formen kennen gelernt hatte. Der Krieg gegen Frankreich und die Schlacht bei Zenta waren für ihn neue Erfahrungen gewesen, so daß der dann 37jährige Prinz beim Tode Karls II. von Spanien am 1. November 1700 und der bourbonischen Nachfolge des Philipp von Anjou sein vielgeliebtes Wort dafür einlegen konnte, dem deutschen Habsburger das ihm durch das Testament vorenthalten Erbe mit dem Schwerte zu erkämpfen. So ward Prinz Eugen zum Oberbefehlshaber gegen die unter Ludwigs XIV. Feldherrn Catinat kämpfenden Heere ernannt. Dieser hatte bereits, ehe sämtliche 30 000 Mann Eugens bei Rovereto eingetroffen waren, weiter südlich beiderseits der Gischlstraße an der Chiusa di Verona und am Monte Balda befestigte Stellungen eingenommen; in der sicheren Erwartung, hierdurch Eugens Vormarsch nach Italien aufzuhalten. Auf schmalen und steilen Gebirgspfaden, in den tessinischen Alpen, die bisher als unbekannt für Truppen galten, ging er östlich von Catinats Stellung über das Gebirge, während er gegen die Front des Gegners Scheinbewegungen ausführen ließ und kam so östlich von Verona in dessen rechte Flanke. Indem er sich weiter den Anschein gab, den Po überschreiten und nach Süden marschieren zu wollen, erreichte er, daß Catinat seine Kräfte zersplitterte und bei Carpi am 9. Juli 1701 überraschend angegriffen werden konnte. Prinz Eugen gehörte der Sieg. Auch im April 1706 finden wir den Savoyer Prinzen wieder in diesem Gebiet, als er nach der Schlacht bei Cattano den unter dem Grafen Reventlow zurückgelassenen und inzwischen durch einen frühzeitigen französischen Angriff in das Gebirge westlich des Garbafes zurückgedrängten Truppen zu Hilfe kam und sie in das Gebiet von San Martino führte, wo er, ge-

sichert durch die Etzsch, das weitere Eintreffen von Verstärkungen abwarten konnte. Zum Entsch Turins führte er abermals, wie einst 5 Jahre früher an der oberen Etzsch, jene erfolgreichen Scheinbewegungen aus, um sodann bei Vadia die untere Etzsch und den Po zu überschreiten und am 7. September zum Angriff gegen die zwischen Riparia und Stura eingekesselten Belagerungstruppen La Feuillades überzugehen. Auch hier errang Eugen wieder einen vollen Sieg, und kaiserliche, pfälzische, sachsen-gothaische, sardische und preussische Truppen teilten sich in den Erfolg des Tages. Wie heute, so flossen auch damals schon Ströme von Blut um die heiklungsirritierten Gebiete, aber für die habsburgische Monarchie waren sie nicht umsonst geflossen. Sie hatte nicht nur ihre Großmachtstellung behauptet, sondern auch noch bedeutenden Länderzuwachs erhalten: die spanischen Niederlande, die Königreiche Neapel und Sardinien sowie die Herzogtümer Mailand und Mantua.

* * *

Die Analyse von Metallen durch X-Strahlen. Eine neue Anwendung der X-Strahlen, die in der Wissenschaft ein weites, bisher dunkles Gebiet der Forschung erschließt, ist das Studium der Struktur von Kristallen und bestimmten Metallen mit Hilfe des sog. X-Strahlen-Spektrometers. Die Ausarbeitung dieser Methode und die Erfindung des neuen Instrumentes ist das Verdienst des englischen Nobelpreis-trägers Prof. W. H. Bragg, der Näheres über seine epochemachenden Arbeiten zum erstenmal in einer kürzlich gehaltenen Vorlesung mitteilte. Die Methode, die überraschende Möglichkeiten für die wissenschaftliche Verwendung der X-Strahlen erschließt, gestattet, die genaue Lagerung der Atome, aus denen das Kristall besteht, und ihre Stellung zueinander zu bestimmen. Es ist bisher noch nicht in allen Fällen gelungen, die nötigen Resultate zu erzielen, weil erst Erfahrungen gesammelt werden müssen. Nur allmählich wird man in diesem bisher unerforschten Gebiet vom Einfachen zum Komplizierten vordringen können. Zuerst wurden solche Kristalle untersucht, die einen verhältnismäßig einfachen Bau haben, so in erster Linie die Steinsalzarten. Diese Gruppe der Kristalle eignet sich besonders für die Versuche: ihre Form ist einfach, nämlich die eines Würfels, ihre Symmetrie ist groß und sie bestehen nur aus zwei Elementen in gleichen Verhältnissen, aus Natrium oder Kalium in Verbindung mit Chlor oder Jod. Der Aufbau dieser Kristalle war daher einer der ersten, die geprüft und in allen Einzelheiten klargelegt wurden. Die Beschaffenheit des Diamanten, die ebenfalls bestimmt wurde, stellte eine viel schwierigere Aufgabe dar, weil die Anordnung der Atome nicht so einfach ist wie die der Steinsalzkristalle, obwohl seine Form die eines Würfels, seine Symmetrie groß ist und er Atome von nur einer Art enthält. Das Studium der Metalle, das natürlich von besonderem Interesse sein wird, ergab, daß diese zum größten Teil, namentlich Silber, Kupfer und Gold, einen sehr einfachen Bau besitzen, da die Atome nach leicht erkennbaren Gesetzen angeordnet sind. Wismut und Antimon haben eine viel kompliziertere Anordnung der Atome; aber bei diesen beiden ist ebenso wie beim Zink die Untersuchung noch nicht abgeschlossen. Auch das Studium des Eisens war bereits begonnen worden, doch hat der Krieg allen derartigen Arbeiten über dies Metall ein Ende gemacht. Die neue Verwendung der X-Strahlen beruht auf einem schon bekannten Prinzip. Die Brechungsgesetze der Lichtstrahlen finden ihre Parallele bei den X-Strahlen, nur daß diese nach eingehenden Versuchen aus Wellen bestehen, die etwa 10 000mal kürzer sind als die Wellen der Lichtstrahlen. Um die gleiche Wirkung wie bei den Lichtstrahlen zu erhalten, sind für sie reflektierende Oberflächen notwendig, die 10 000 mal enger zusammenhängen, und solche reflektierenden Oberflächen hat die Natur vorgesehen in den Atomlagerungen in den Kristallen. Das Instrument, mit dem diese Arbeiten durchgeführt werden, ist der X-Strahlen-Spektrometer, und es sind sehr komplizierte und schwierige Untersuchungen, die mit Hilfe der X-Strahlen zu der Feststellung der Lagerung einzelner Schichten und einzelner Atome in den Kristallen und Metallen führen. Die Forschungen des Professors sind noch nicht abgeschlossen, aber sie eröffnen einen neuen Weg tief hinein in die Geheimnisse der Natur.